Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 106. Bromberg, den 9. Mai. 1935

Diana auf der Jagd.

Roman von W. J. Locke.

(7. Fortsetzung.)

Ein Taxi brachte sie in das Hotel. Während sie auf den Lift warteten, sagte er umsichtig:

„Am besten rufen wir das Krankenhaus nochmals gemeinsam an, so ersparen wir wenigstens einen Anruf."

Sie begleitete ihn in das Wohnzimmer. Das Gespräch wurde durchgegeben. Die Antwort lautete ziemlich beruhigend.

„Ich bin doch nicht ganz zufrieden. Sie hat nicht viel zuzusetzen."

„Ich wünschte, sie wäre wie du", sagte Andy, begeistert von der berauschenden Kraft ihrer Jugend. „Ich wäre dann glücklicher!"

Sie lachte verächtlich an der Tür.

Er begleitete sie zum Lift. Sie winkten einander zum Abschied. Dunkelheit umgab ihn, als das lachende, scherzende Gesicht im absteigenden Lift verschwand.

Er erreichte sein Wohnzimmer, stand dann hilflos da und starrte ins Leere. Wenn je ein Mensch sich festgefahren hatte, so war es Andy Drake.

Und wenn es in der Welt eine Frau gab, der zu helfen ihn sämtliche Anstandsbegriffe verpflichteten, so war es Muriel Flower.

Und gab es eine Frau in der Welt, für die sein Herz heiß schlug, so war es Diana Merrow, ihre Schwester. Von Furcht ergriffen, quälte er sich die ganze Nacht lang.

6

Andy sah sich einem trostlosen Paris gegenüber, einem Paris, unschön, verregnet, voll kahler Bäume, überall nur triefende Regenschirme, triefende Wagendächer und durchweichte Zeitungsmänner an den Kiosken und Pfeilern. Das trübe Licht wurde noch trübseliger durch die erleuchteten Läden. Das war nicht das Paris seiner Jugenderinnerungen und seiner Träume. Er hatte wenigstens etwas dieser trostlosen Straße gegenüber voraus: daß er in einem tageweise gemieteten Wagen warm, weich und trocken saß. Er brauchte nicht nasse Füße zu befürchten, die Schultern wurden ihm nicht feucht und kein Reißen in den Händen bedrohte ihn. Hätte ihm das Geld außer diesen Annehmlichkeiten, die er voll würdigte, auch noch innere Zufriedenheit gegeben, so wäre er der glücklichste Mensch auf Gottes Erde gewesen. Doch anscheinend brachte ihm das Geld nichts als Sorgen.

Er fuhr zu dem Krankenhaus in Auteuil, entledigte sich dort eines riesengroßen Korbes Riviera-Rosen zugleich mit einer Karte, auf die er geschrieben hatte: „Mit innigster Liebe und besten Wünschen" und erkundigte sich nach dem Befinden der Genesenden. Er entnahm der Antwort der Pflegerin, man dürfe, wenn es auch nicht schlecht stünde, doch die Erwartungen nicht allzu hoch spannen. Miß Flower habe auffallend wenig Widerstandskraft. Ihr Zustand werde sich sicherlich gegen Nachmittag bessern. Vielleicht rufe Sir Hermann dann nochmals an.

Andy, der seine Pflicht erfüllt hatte, flüchtete in seinen bequemen Wagen. Sein nächstes Ziel? Er wußte es selbst nicht. Das Hotel? Das Grab Napoleons? Heute wäre der geeignete Tag für ein Leichenschauhaus! Bis zum Lunch mußte er noch eine Reihe von Stunden hinbringen. In seiner Verzweiflung gab er dem Fahrer den Louvre an.

In dem traurigen Dezemberlicht erschienen die gemeißelten Damen und Herren kalt und unbelebt. Selbst der kleine „Lachende Faun", an den er sich noch aus seinen Jugendtagen erinnert, und den er sofort herausgefunden hatte, konnte unter diesen widrigen Umständen nicht überzeugen, er blieb ein fragwürdiger kleiner Faun. Die Wärme und die Glut der Bildergalerie trösteten ihn eine Weile lang. Er stand vor den Bildern von Carlo Crivelli, und ihr Gold und ihre köstlichen Früchte erinnerten ihn an die Sonne Kaliforniens. Er begeisterte sich an del Sarto. Die Jungfrau am Felsen erinnerte ihn an die Augen der Diana Merrow. Wie froh war er, daß Dianas Kinn sich nicht so zuspitzte! Frauen mit spitzem Kinn hatte er niemals leiden mögen. Das wirkte immer ein wenig böse, hexenhaft. Diana hatte ein weiches, rundliches Kinn. Er schlenderte in die Medici-Galerie. Was für ein Mann mußte Rubens gewesen sein, daß er sich das Ideal einer Frau möglichst fett und dick rosa angestrichen vorstellte? Andy, Gott sei Dank, war modern und beurteilte Frauen nicht nach der Masse des Fleisches, sondern verlangte nach einr durchgeistigteren Schönheitsform. Keine zu vollkommene Schönheit. Es mußte auch etwas von der ausgleichenden Häßlichkeit des Lebens darin zu finden sein, etwas von der Unausgeglichenheit einer Seele genau wie Gewürz ein Gericht erst wirklich genießbar macht, so etwas mußte sich in einem Gesicht widerspiegeln, sollte es vor geistloser Schönheit geschützt sein. Und der rettende Fehler, er war da. Dianas Nase hatte einen frechen Schwung.

Nach dieser Feststellung schlenderte er von Gang zu Gang, fast allein, da an diesem trübseligen Morgen die Galerie nur spärlich besucht war. Dann fuhr er zurück in das Hotel und ließ sich telephonisch mit Diana verbinden, die gerade aus dem Krankenhaus zurückgekehrt war. Aus ihrem frischen, freundlichen Ton schloß er, daß er in ihrer Gunst gestiegen sei, und wurde darin noch sicherer durch ihren Vorschlag, sie sollten zusammen im Wohnzimmer speisen.

„In einer halben Stunde", hatte sie gemeint.

Diese benutzte Andy, um einige Vorbereitungen zu treffen. In den kleinen Dingen, die das Leben angenehm machen, war er ein erfahrener Mann. Ihr erstaunter, erfreuter Blick beim Eintreten belohnten ihn für seine Mühe.

Im Kamin brannte ein anheimelndes Feuer. Auf einem kleinen Tisch standen Flaschen, Gläser, ein Cocktailbecher und eine Menge Eis. Auf der einen Seite des zum Lunch gedeckten Tisches lag ein Veilchenstrauß, in wirkungsvollem Gegensatz zu einer Vase mit rostbraunen Chrysanthemen.

Sie lachte, als sie einander begrüßten.

„Mein Lieber, ist das hier ein Hotelzimmer oder ein kleines Paradies? Noch nie in meinem Leben war ich derart erfroren. Uff! Sie ging zum Feuer. „Ah, das tut gut. Und das?" Sie zeigte auf das Cocktailbrett. „Ich werde ein Tagebuch führen müssen, über jeden Tag, Hermann."

Er versuchte, so gut wie möglich sich Hermanns Art anzupassen.

„Ich bin immer sehr mißtrauisch bei Getränken, die im Hotel hergestellt werden. Hier sind alle die Zutaten, und wenn du irgendein Lieblingsrezept hast...“

„Ich soll die Cocktails mischen?“

„Wenn du mir die Freude machen willst?“

Gefüllte Oliven auf Stäbchen... Du willst mir doch nicht einreden, daß ein französischer Oberkellner von sich aus daran gedacht hat?“

„Fällt mir nicht ein! Immerhin schmeichle ich mir, nichts versäumt zu haben.“

Er fand, sie sähe noch besser aus als am vergangenen Abend. Sie kam aus ihrem Zimmer und war ohne Hut. Ihr Haar war dunkel und fiel wellig in die Stirn, es war kurz geschnitten und in der Mitte gescheitelt. Sie sah halb wie eine Madonna, halb wie ein Knabe aus, doch als sie ihm die ganze Tiefe ihrer heiteren Augen zuwandte, wußte er, sie war ganz Frau, mit allem, was an Frauen so verlockend wirkt: die Neckerei, die hingebungsvolle Art, die Härte und die Zweideutigkeit. Aufs kameradschaftlichste mixte sie hier Cocktails. Er fühlte deutlich, nur ihrer Verwandtschaft mit Muriel verdankte er, daß sie sich ihm gegenüber auf eine so familiäre Art gab. Wie sie über sein Verhältnis zu ihrer Schwester dachte, ahnte er nicht. Wahrscheinlich fertigte sie den moralischen Gesichtspunkt solcher Beziehungen mit einem modernen Achselzucken ab. Unverkennbar vergötterte sie ihre Schwester mit einer eigenartigen, tiefen, beschützenden Liebe.

Sie saß am Feuer, ein Glas in der Hand, ein Knie hochgezogen.

„Lieber Gott, was für ein grauenvoller Tag! Die arme Muriel in ihrem stinkenden Zimmer.“

„Stinkend?“ fragte Andy.

Sie ließ das Bein hinunter.

„Sei nicht so kleinlich! Du weißt genau, was ich meine: ekelhaft, scheußlich, entsetzlich, abschreckend, kahl, gesund, keimfrei, und was weiß ich noch alles! Nicht eine Spur von Wärme oder Gemütlichkeit!“

Andy stellte sich mit dem Rücken zum Feuer.

„Ich weiß, es ist furchtbar für unseren armen Liebling. Kann man irgend etwas tun, um es ihr dort behaglicher zu gestalten?“

„Natürlich nicht. Die moderne wissenschaftliche Behandlung ist nun einmal so. Frauen von Königen und von Multimillionären, alle müssen sie durch dieselben hygienischen Schrecknisse. Doch das ändert nichts an meinem Mitleid für Muriel, die dort in dem scheußlichen, trostlosen Zimmer liegt.“ Der Kellner betrat das Zimmer. „Gott sei Dank, der Lunch kommt, und wir können das dumme Gespräch beenden.“

Sie setzten sich zu Tisch. Sie hob die Veilchen auf.

„Für mich?“

Er verbeugte sich.

„Natürlich.“

Sie dankte ihm lachend und barg einige Sekunden ihr Gesicht in den Blumen.

„Wieviel Erfahrungen mußt du gesammelt haben“, sagte sie.

„Was für Erfahrungen?“

„Wie man Frauen richtig behandelt.“

„Instinkt, meine Liebe, bloßer Instinkt!“

Es regnete immer noch und über Paris senkte sich die Dunkelheit. Sie aßen bei elektrischem Licht, und hinterher saßen sie an der leuchtenden Glut des Kamins. Es fiel ihm schwer, zurückhaltend reden zu müssen. Er sehnte sich, ihr erzählen zu können von den Dingen, die sein Leben ausfüllten: von Wettkämpfen, vom Krieg, von Amerika, lauter Dinge, die Hermann unbekannt waren. Wiederum sagte er sich, daß er so gut wie nichts von den Wissenschaften wußte, noch von den politischen Vorgängen, die Hermann hauptsächlich ausfüllten. Von Krankheiten zu plaudern, verstand er auch nicht. Er mußte Diana also von neuem veranlassen, von sich zu reden, von ihren Wünschen, ihren Zielen, ihrer Beschäftigung. Er war glücklich, als sie auf ihr altes Möbelgeschäft in der Sloan Street zu sprechen kam. Ihre kühnsten Hoffnungen verband sie mit diesem Möbelgeschäft. Ihre Besonderheit war die italienische Renaissance, sie versuchte, wertvolle Stücke für anspruchsvolle Leute und deren kostbare Wohnungen aufzutreiben. Es war eine Gesellschaft: Merrow und Co., deren Hauptinhaberin sie war und die sie leitete. Ihr ganzes kleines Vermögen hatte sie hineingesteckt. Sie erzählte von den Schlichen, durch die sie zu ihren kleinen Meisterstücken gelangte. Er entnahm ihren arglosen Andeutungen, daß sie sich zu dieser Laufbahn entschlossen hatte, als ein gewisser Guy Rickham sie schwer enttäuscht hatte. Andy war sich klar, daß er alles wissen mußte über Guy Rickham und seine Gemeinheit.

„Du warst sehr vernarrt in den Jungen?“

„Das war ich. Ich war damals jung und unerfahren. Ich habe schrecklich gelitten eine Zeitlang. Als ich später herausfand, was für ein Biest er war, wurde mir klar, welchem Unglück ich knapp entgangen war und dankte meinem Schöpfer.“

„Es muß ein ganz verkommener Kerl gewesen sein“, sagte Andy.

Durch einen dankbaren Blick erwies sie ihre Zufriedenheit mit seinem Ausspruch. Und Andy war es sehr ernst in diesem Augenblick. Ein Mann der das Geschenk Diana in den Händen hatte und es fortwarf, mußte ein völlig verkommener, wertloser Mensch sein. Immerhin freute ihn die Tatsache, daß ein Mann bei ihr in Ungnade gefallen war. Wäre Guy Rickham ein anständiger Mensch gewesen, hätte ihn Diana geheiratet und säße heute nicht mit ihm beisammen am Kamin in dieser seltsamen, köstlichen Vertrautheit.

Was war geschehen? Er konnte nichts erraten und noch weniger fragen. Hatte besagter Guy Rickham sie verführt? Womit hatte er sie beleidigt? Vielleicht hatte er zu den Männern gehört, vor denen selbst moderne Mütter ihre Töchter und ebensolche Väter ihre Söhne warnen.

„Und was war mit den anderen?“

Sie richtete sich steif auf. „Du weißt genau, daß es niemals andere gegeben hat.“

Er lachte. „Kein Mann versteht eine Frau und umgekehrt.“

„Gewiß“, sagte sie und brannte sich eine Zigarette an. Sie erhob sich nach einer Weile. Es war halb drei. Sie mußte in das Krankenhaus. Nein, nein, seine Begleitung habe nicht den geringsten Sinn. Er könne Muriel nicht sehen. Sie würde ihn, sobald sie zurück wäre, anläuten und ihm über den Verlauf des Nachmittages berichten. Ja. Sie würde seinen Wagen benutzen. Er sei sehr lieb. Es sei ein reizender Lunch gewesen, und vielen Dank für die Veilchen... Sie würde mit den Snow-Dervents zu Abend essen und in das Theater gehen, und sie würden einander nicht vor morgen sehen. Sie wiederholte beim Abschied, die Veilchen in der Hand:

„Ich werde es Muriel noch einmal sagen, daß ich nie gewußt habe, wie nett du bist, das wird sie aufmuntern.“

Andy kehrte vom Lift in sein steifes, verlassenes Wohnzimmer zurück. Warum durfte Diana nicht bei ihm bleiben, mit ihrem leuchtenden Gesicht, ihrer Stimme, Leib und Geist, für immer? Er fühlte sich verlassener als je.

Er rief seinen einzigen Bekannten in Paris, Winslow Blaydes, an, seinen Reisegefährten. Ob Mister Blaydes heute abend Zeit habe, mit ihm zu speisen? Mister Blaydes war nicht frei, er hatte eine Anzahl guter amerikanischer Freunde, die mit ihm im Ciro zusammen essen würden, und wenn Sir Hermann ihm die Ehre erwiese, auch hinzukommen, wäre er allen sehr willkommen.

Andy nahm mit Freuden an, denn er sehnte sich nach Gesellschaft. Im Restaurant traf er einen Haufen Leute, alle ausgelassen und heiter. In ihrer angeregten Gesellschaft vergaß er Hermanns Strenge und Würde. Sie empfingen ihn, der Amerika aufs gründlichste kannte, wie einen der Ihren, wie einen Bruder.

Als er zu Bett ging, war es halb drei. Er war sich bewußt, daß er unbesonnen gewesen war, fühlte sich aber glücklich. Er hatte für einige Stunden seine eigene Persönlichkeit wieder aufgenommen, die des Andy Drake, des Glücksjägers, des Komödianten, des Zigeuners, des geborenen Weltenbummlers, der mit vielen Herkömmlichkeiten gebrochen hatte, der wirkliche Andy Drake, im schlimmsten Fall: Sir Andermann Drake, Baron und Nachkomme eines alten ehrwürdigen Geschlechtes.

Er hatte einen herrlichen Abend verlebt. Vielleicht war es leichtsinnig gewesen, der Person Hermanns seine, Andys, Erlebnisse anzudichten. Die Welt ist klein, und die Amerikaner konnten Bekannte haben, die Freunde von Hermann waren und wußten, daß Hermann nie einen Fuß in Amerika gesetzt hatte. Die würden ihn dann verdächtigen und als Betrüger entlarven. Er zuckte die Achseln. Ein oder zwei Unvorsichtigkeiten, was konnten sie schon viel schaden! Er war wunderbar müde. Er ging zu Bett und drehte das Licht aus. Es gab viele gute Dinge im Leben, eines der besten war ein warmes, bequemes Bett.

(Fortsetzung folgt.)

Haben Artisten Gemüt?

Humoreske von Hans Riebau.

Wir sprachen, da uns einmal wieder gar nichts Besseres einfiel, über „Beruf und Charakter", und es wäre ein langweiliges und sich nur mühsam vorwärts quälendes Gespräch geworden, wenn nicht Hugo so ganz beiläufig gesagt hätte: „Artisten sind übrigens häufig sehr gemütsrohe Menschen."

Dieser Satz rief sofort Karrf auf den Plan, der, bevor er ein schlechter Schauspieler wurde, ein guter Artist war und nunmehr an seinen alten Beruf wie an ein verlorenes Himmelreich zurückdachte. Kein Wunder, daß Karrf die Behauptung von der Gefühlsroheit seiner einstigen Kollegen mit aller Schärfe zurückwies. Kein Wunder, daß Hugo, durch eben diese Schärfe gereizt, nun seinerseits auf den Tisch schlug. Und es wäre zu einem ausgesprochenen Krach gekommen, wenn nicht plötzlich Pundsack, Amateur-Athlet und begeisterter Freund aller Artistik, seinen Schnurrbart gedreht und mit seiner Bärenstimme gerufen hätte: „Kinder, haltet's Maul! Ich will Euch eine Sache erzählen, die ich neunzehnhundertunddreißig in Chikago erlebt habe. Wenn ich damit fertig bin, wird keiner von Euch mehr die Frage aufwerfen, ob ein Artist ein Mann mit oder ohne Gemüt ist."

„Also los!" riefen wir (indes Hugo und Karrf verbissen schwiegen), denn wir wußten: Die Geschichten, die Pundsack zu erzählen pflegte, waren nicht übel, und vor allem: Sie enthielten zumindest zu fünfzig Prozent die Wahrheit.

„Also paßt mal auf", fing Pundsack an. „Ich lauf' also eines Abends durch die Straßen von Chikago. Plötzlich bleibe ich wie gebannt stehen. Ich bin, wie Ihr wißt, nie in meinem Leben Polizeibeamter gewesen. Aber so ein bißchen Hüter der Ordnung ist im Grunde jeder gute Deutsche, und was ich da sah, mußte nun allerdings alle verborgenen Polizei-Instinkte auf den Plan rufen. Wenige Meter von mir entfernt nämlich machte sich, als ob sich so etwas von selbst verstünde, ein baumlanger Mann daran, die Fassade eines zehnstöckigen Hauses zu erklettern. Natürlich konnte ich so etwas nicht ruhig mit ansehen. „Hallo!" rief ich. „Runter da!"

Der baumlange Mensch drehte den Kopf und sah nach unten. Dann sprang er, als ob er gewichtlos wäre, wie eine Heuschrecke vom ersten Stock auf die Straße. „Sie wünschen?" fragte er.

Diese Frage brachte mich ein wenig aus der Fassung. „Benutzen Sie doch lieber das Treppenhaus", murmelte ich, „es sieht besser aus, und außerdem — —"

„Wen geht denn das alles nichts an?" lächelte der baumlange Mensch. „Sind Sie Polizist?"

„Nein."

„Halten Sie mich für einen Einbrecher?"

„Ja."

„Ausgezeichnet!" rief der Fassadenkletterer. „Dann will ich versuchen, Sie von Ihrem Irrtum zu überzeugen."

„Ja, und dann geschah es — —"

„Was geschah?" rief die Tafelrunde, denn Pundsack machte eine überlange Pause.

„Ihr wißt", fuhr er schließlich fort, „ich bin ein starker Kerl früher war ich im Boxverein, später habe ich Jiujitsu gelernt; aber hier in Chikago — — Ehe ich auch nur einen Gedanken fassen konnte, hatte der baumlange Mensch ein wenig an meinen Handgelenken geknackt, dann war ich gefesselt, dann lag ich mit meinen hundertundachtzig Pfund über seiner Schulter, und dann kletterte er — stellt Euch das bitte vor! — mit mir die Fassade des zehnstöckigen Hauses hinauf."

„Haha!" lachte die Tafelrunde, und sogar Hugo kullerten die Tränen über die Backen, als er sich den Transport des dicken Pundsack vorstellte. Der aber machte eine Handbewegung: „Das ist alles noch gar nichts, Herrschaften, es kommt noch ganz anders. Also der Kerl brachte mich im Verlauf einer Viertelstunde bis zum achten Stock. Dort klopfte er an ein erleuchtetes Fenster. Ein Vorhang wurde zur Seite geschoben, das Fenster öffnete sich, und der Fassadenkletterer sprang in das Zimmer. Dort saßen an einem runden Tisch sieben Männer und spielten Karten. Sie beachteten uns gar nicht, und es schien, als ob der Weg durch das Fenster in diesem Kreise zu den Dingen gehört, über die man weiter kein Wort verliert. Erst als der Fassadenkletterer mich von meinen Fesseln befreit und an den Tisch geführt hatte, legte der älteste von den Männern die Karten weg und rief: „Hallo, Jim, du kommst nicht allein?"

„Wie Ihr seht", lächelte Jim, „ein alter Freund von mir! Er möchte sich gern ein wenig an unserer Geburtstagsfeier beteiligen und hat uns auch etwas Schönes mitgebracht." Dabei zog er mir aus meinen Manteltaschen nacheinander zwölf ausgewachsene Flaschen Whisky. Ich sperrte Mund und Nase auf. Denn erstens — damals herrschte noch Alkoholverbot in Amerika — hatte ich in den Staaten noch nicht eine Whisky-Flasche gesehen, und zweitens waren meine Manteltaschen so klein, daß ich nicht eine einzige Flasche hätte hineinzwängen können.

Die sieben Männer aber staunten keineswegs. Im Gegenteil, sie wurden, bevor sie auch nur einen Schluck getrunken hatten, außerordentlich vergnügt. Ein kleiner schwarzer Herr kam auf mich zu. „Ich sehe", lächelte er, „auch an den Korkenzierher haben Sie gedacht." Und er zog aus meiner Jackettasche — einen Korkenzieher denkt Ihr? Aber nein, ein Bett-Tuch, zwei Meter mal eineinhalb Meter groß. Während mir der kalte Schweiß auf die Stirn trat, faltete der schwarze Herr das Tuch mehrfach zusammen, legte es über die nebeneinander stehenden Whisky-Flaschen, und als er es wieder fortnahm, waren alle zwölf Flaschen — entkorkt.

„Setzen Sie sich doch!" sagte der älteste von den Männern. „Sie zittern ein wenig, wie ich sehe." Ich setzte mich und trank mechanisch ein großes Glas Whisky aus.

„Jim", rief da einer der Männer, „hat denn dein Freund außer dem Whisky nichts mehr mitgebracht?"

„Wie konnte ich es nur vergessen!" schlug sich Jim gegen die Stirn. Dann griff er in meine linke Brusttasche und zog einen metergroßen Baumkuchen mit einer leuchtenden Kerze hervor. Ich stieß einen gurgelnden Laut aus, trank noch einen Whisky, hielt einen Finger über die Kerze und zog ihn mit einem „Au" zurück. Die Kerze brannte."

„Junge, Junge", murmelte die Tafelrunde.

„Es kommt noch besser", fuhr Pundsack fort. „Also paßt auf: „Wir wollen jetzt auch unsern Gast beschenken", sagte, nachdem wir ein Lied gesungen hatten, der älteste von den Männern. „Bitte, schließen Sie genau drei Sekunden lang die Augen."

Ich schloß die Augen, zählte einundzwanzig, zweiundzwanzig, dreiundzwanzig und öffnete sie wieder. Der kleine Tisch, auf dem der Baumkuchen stand, war mit Geschenken überladen. „Alles für Sie", sagte Jim und grinste. Ich beugte mich über den Tisch und sah: Meine Uhr, meine Brieftasche, meinen Füllhalter. Und was hing dort über der Stuhllehne? Kein Zweifel — ich mußte mich bereits mit meiner Hose beschäftigen —, dort hingen meine Hosenträger neben den Schnürsenkeln, die sie mir aus den Schuhen gezogen hatten.

Ich fühlte, daß ich weiteren Überraschungen so wenig gewachsen war wie etwa einem weiteren Glas Whisky. „Verzeihung", flüsterte ich, nachdem ich Uhr, Schnürsenkel und Hosenträger wieder an Ort und Stelle gebracht hatte, „es war mir ein Vergnügen, aber ich muß jetzt gehen."

„Schade", sagte der Präsident, „wir hätten uns gern noch ein bißchen mit Ihnen unterhalten. Aber so eine Geburtstagsfeier ist, muß ich selbst zugeben, nicht allzu

interessant. Anders hingegen verhält es sich im Fasching. Dürfen wir Sie zur Karnevalsfeier der Artistenloge „Magie“ hiermit ergebenst einladen?“

Ich nickte und ging mit schlotternden Knien zur Tür.

„Aber Sie können es doch viel bequemer haben!“ rief da Jim, der baumlange Fassadenkletterer, stieß das Fenster auf und warf mich hinaus in die dunkle Nacht...

„Ich fühlte, wie ich fiel. „Aus“, dachte ich, „alles aus. Kein Traum. Keine harmlosen Artisten, sondern Verbrecher.“ Aber ich war wiederum auf dem Holzweg. Plötzlich fiel ich nicht mehr, sondern schwebte. Die Kerle hatten mir — was sagt Ihr dazu? — einen Fallschirm auf den Bauch gemogelt, und sanft kam ich auf der Straße an...“

„Junge, Junge!“ murmelte die Tafelrunde. „Das war ja eine tolle Geschichte.“

„Ganz recht“, nickte Pundsack und krempelte die Ärmel hoch, „wagt nun noch jemand die Behauptung zu wiederholen, Artisten hätten kein Gemüt?“

Niemand wagte es.

Der Bettler.

Kriminalskizze von Gonny Rother.

„Lassen Sie den Herrn eintreten!“ sagte Bankier Neddersen zu seiner Sekretärin.

Diese verließ das Privatbureau des Chefs und schloß hinter dem nun Eintretenden die Tür. Ein wenig war der Bankier von dem Anblick seines Besuchers überrascht. Als „Karl Steffen“ hatte sich dieser in dringender Privatangelegenheit melden lassen. Nun stand dem Chef des Bankhauses ein Mann gegenüber, dessen Kopf fast völlig von einem Verband verdeckt wurde; der Fremde hüstelte unausgesetzt und hielt darum wohl mit der Linken sein Taschentuch vor den Mund. Jedenfalls konnte man von dem Gesicht des Mannes fast nichts sehen.

„Ich bitte Platz zu nehmen!“ lud der Bankier ein und wartete geduldig, bis der anscheinend sehr kranke Herr dies umständlich getan hatte.

Gerade wollte Neddersen den Besucher nach seinen Wünschen fragen, als er in dessen Hand einen Browning erblickte —

„Es wäre ein zweckloser Versuch, irgendeine Hilfe herbeizurufen. Dies hätte in jedem Fall Ihren Tod zur Folge! Sie haben meine Briefe erhalten? Darf ich um Auszahlung der 50 000 Mark bitten!“ ließ der Besucher jetzt ohne jedes Hüsteln hören.

Bankier Neddersen war bleich geworden. Die Drohbriefe hatte er erhalten, der Polizei übergeben und von ihr die Zusage bekommen, daß alles geschehen sei, ihn vor Schaden zu bewahren. Und was nun?

„Darf ich bitten, die Auszahlung möglichst schnell zu erledigen!“ unterbrach der Eindringling diese Gedanken.

Der Bankier erhob sich und schleppte sich zu dem Wandtresor, die verlangte Summe zu holen. Jeder Versuch, die Auszahlung zu verhindern, wäre ja doch zwecklos. Während er den Tresor aufschloß, fuhr der Erpresser fort: „Leider werde ich gezwungen sein, Sie nach der Zahlung auf Ihren Sessel zu fesseln und Ihren Mund mit einem Knebel zu verschließen. Sie verstehen, Vorsicht ist...“

Lärm hinter der Zimmertür ließ ihn verstummen. Die Sekretärin stritt mit einem Mann, der anscheinend in das Zimmer des Bankiers wollte. Da wurde die Tür auch schon aufgestoßen, und ein Bettler, der seit zwei Wochen vor der Bank gestanden hatte, humpelte auf seinen Krücken ins Zimmer: „Herr Bankier, Sie haben mir erlaubt, vor Ihrer Bank zu stehen. Dauernd aber weisen mich die Polizisten fort. Sie müssen mir die Erlaubnis schriftlich geben!“

Der Erpresser hatte sich erhoben. Seine Rechte hatte er in die Rocktasche geschoben. Ein aufmerksamer Beobachter hätte allerdings gesehen, daß diese den Browning noch schußbereit umspannt hielt.

Der Bankier starrte den schmutzigen Bettler, dessen ungepflegter Bart und die dunkle Brille ihm ein fast unheimliches Aussehen verliehen, mit dem Ausdruck des höchsten Verwunderns an: „Was habe ich? Und was soll ich?“

„Sehen Sie, so sind die Menschen!“ wandte sich der Bettler klagend an den Erpresser und humpelte auf seinen Krücken zu diesem hin. „Da versprechen sie einem armen Bettler etwas, und dann wollen sie von nichts wissen. Ich bitte Sie, mein Herr, verwenden Sie sich für mich! Der Platz vor der Bank ist gut, und ich werde bestimmt keinen besseren finden!“

Jetzt stand er dicht vor dem Erpresser. Dieser wandte sich an den Bankier: „Haben Sie dem Alten hier...“

Weiter kam er nicht. Eiserne Arme packten ihn. Sein Browning fiel zu Boden, noch ehe er ihn gebrauchen konnte. Dann hörte man das Knacken einer stählernen Handfessel. Der Erpresser stand gefesselt und vor ihm — der Bettler. Dessen Krücken lagen am Boden, sein gelähmtes Bein war gerade und gesund. Jetzt nahm er die Perücke ab, entfernte den Bart. Ein frisches energisches Gesicht wurde sichtbar.

„So, mein Freund, damit wären Sie unschädlich gemacht!“ Sich an den Bankier wendend, fuhr er fort: „Ein bißchen aufregend die letzten Minuten, Herr Neddersen! Mein Name ist Doktor Werther vom Kriminalamt.“

Der Bankier begriff jetzt erst die Vorgänge. Noch immer benommen, murmelt er: „Es freut mich, Herr Doktor! Aber, wie konnten Sie wissen...“

Werther warf dem wütend dreinschauenden Verbrecher einen Blick zu: „Das wird diesen Herrn sicher auch interessieren. Sie übergaben uns die Drohbriefe. Auf allen befanden sich Fingerabdrücke. Stets aber fehlte der Abdruck des linken Zeigefingers. Also konnte der Erpresser einen solchen nicht haben. Ich baute mich demzufolge links vom Eingang Ihres Bankhauses auf und wartete. Der Herr hat mich lange warten lassen, aber dafür die Liebenswürdigkeit gehabt, das Taschentuch mit der Linken vor das Gesicht zu halten. Hätte mich das Fehlen des Zeigefingers schon überzeugt, der über den sicher ganz unnötigen Kopfverband tief ins Gesicht gezogene Hut machte mich sicher. Man kauft keinen Hut zu einem vorübergehend notwendigen Kopfverband passend!“

Der Erpresser seufzte auf und ließ den Kopf hängen. Neddersen sah den Kriminalisten bewundernd an. Die Sekretärin, die noch immer an der Tür stand, flüsterte: „Fabelhaft!“

Bunte Chronik

Michael Kohlhaas lebt wieder auf.

Ein glücklicheres Schicksal als dem durch Heinrich von Kleist bekannt gewordenen Rechtsfanatiker Michael Kohlhaas ward dem Tschechen Kasimir Janvars beschieden. Der junge Mann hat die höhere Schule mit Erfolg durchlaufen. Doch konnte er keine Anstellung finden, die seiner Vorbildung entsprach. Und so griff er zu, als sich ihm die Gelegenheit bot, beim heimischen Straßenbau als Arbeiter Beschäftigung zu finden. Dabei fand er dann allerdings noch mehr: daß nämlich in diesem Tätigkeitsbereich der Stadtverwaltung fürchterlich gestohlen wird. Er machte Anzeige. Da erklärte man ihn für geistig minderwertig. Er wiederholte die Anzeige und ließ fünf Kameraden mit unterschreiben. Der Erfolg war, daß alle sechs entlassen wurden. Kasimir mußte seine Wahrheitsliebe durch eine lange Hungerkur büßen. Da aber glückte es ihm, durch entschlossenes Eingreifen einen der Stadträte vor dem Überfahrenwerden durch den Kraftwagen zu retten. Der neue Freund stellte fest, daß Kasimir wirklich kein minderwertiger Mensch ist. Die Beschwerde des jungen Mannes wurde dem Staatsanwalt übergeben. Und — Ende gut, alles gut! — Kasimir erhielt eine Stellung. Die Wahrheit hat also wieder einmal gesiegt. Die Vorsehung mußte allerdings ein klein wenig Hilfsstellung geben.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.